

Frieda Bergmann
Sonnenblumentage

Autorin

Frieda Bergmann hat Englisch, Geschichte und Deutsch in Regensburg und Dublin studiert. Ihren Debütroman veröffentlichte sie bei Twenty-six im Selfpublishing, bevor sie für Blanvalet entdeckt wurde. Mit »Einmal Liebe zum Mitnehmen«, ihrer ersten Verlagsveröffentlichung, hat sich Frieda Bergmann einen lang gehegten Traum erfüllt. Nun erscheint mit »Sonnenblumentage« ihr zweiter romantischer Roman bei Blanvalet. Mit ihren Geschichten, die auch immer in ihrer zweiten Heimat Irland spielen, will sie ihren Lesern einen Urlaub für den Kopf bescheren.

Von Frieda Bergmann bereits erschienen

Einmal Liebe zum Mitnehmen

Besuchen Sie uns auch auf www.instagram.com/blanvalet.verlag und www.facebook.com/blanvalet

FRIEDA BERGMANN

SONNEN
BLUMEN
TAGE

ROMAN

blanvalet

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung, da wir uns
diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf deren Stand
zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® Noo1967

1. Auflage

Originalausgabe 2022 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Copyright © 2022 by Blanvalet

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Beate De Salve

Umschlaggestaltung und -motiv: © Johannes Wiebel | punchdesign,
unter Verwendung von Motiven von stock.adobe.com
(VVadi4ka, Sergey Kishan, JeannaDraw, manees, Hanna, perori)

DK · Herstellung: sam

Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-7341-1032-0

www.blanvalet.de

Für meine Tochter

Hast du dich schon einmal gefragt, was gewesen wäre,
wenn du

dich doch gemeldet hättest?
es doch gesagt hättest?
doch verziehen hättest?
doch gefahren wärst?
doch geschrieben hättest?
dich doch getraut hättest?

Was wäre, wenn?

Wie wäre dein Leben dann verlaufen?
Was wäre, wenn?

Dienstagmorgen, vorletzte Juniwoche

»Einen ungünstigeren Zeitpunkt zum Sterben hätte sie sich wirklich nicht aussuchen können«, stellt Frau Zeiler fest.

Das kann sie nicht wirklich gesagt haben! Ich ziehe den Rollhocker zu mir her, setze mich und werfe ihr einen kurzen Blick zu. Von hier unten sieht ihre Nase ebenso spitz aus wie das Zackenmuster auf ihrem altmodischen Kleid. Offenbar hat sie es tatsächlich gesagt und erwartet nun, dass ich ihr zustimme.

Das werde ich bestimmt nicht tun. Mein Ausbilder in München hat mir beigebracht, dass der Kunde alles bekommt, vor allem recht. Doch fünf Jahre später und über zweihundert Kilometer entfernt beschließe ich, dass man von dieser Regel gelegentlich abweichen muss.

Frau Zeiler bestellt einen Kranz im Namen des Kunstvereins. Ich schlage das Auftragsbuch auf und schreibe: »*Kunstverein, Kranz Chrysanthemen, ca. hundert Euro*«. Dahinter setze ich »Marie« in Klammern. So weiß meine Chefin, wer den Auftrag entgegengenommen hat.

»Was sollen wir auf die Schleife drucken?« Ich muss mich anstrengen, um die Frage höflich klingen zu lassen.

»In stillem Gedenken, Kunstverein Untergickelbach«, sagt Frau Zeiler. Dass sie sich nicht für »In großer Dankbarkeit« entscheidet, sagt viel über sie aus.

Am vergangenen Samstag ist Doktor Gesa Wagener gestorben. Sie war so etwas wie die Grande Dame des Ortes. Des-

wegen kommen die Untergickelbacher auch seit gestern und bestellen Sachen für die Beerdigung am Freitag. Die »Gärtnerei Kohlmann« ist zwar die einzige Gärtnerei am Ort, trotzdem ist es unglaublich, wie viele Kränze, Gestecke und Schalen die Leute allein heute Morgen geordert haben. Vor allem aber tratschen unsere Kunden. Und wie! Jedes Detail, das über die Begräbnisfeier durchdringt, wird intensiv diskutiert. Dabei finde ich die Abschiedsriten, die sich Frau Wageners Tochter ausgedacht hat, bisher nicht so ungewöhnlich. Aber sie passen eben nicht in das Bild von einer »anständigen« Trauerfeier, das man in Untergickelbach hat. Schon gar nicht, wenn die Apothekerin, Vorsitzende des Kunstvereins und Stifterin des Skulpturengartens zu Grabe getragen wird. Es gibt einen weiteren Grund, warum der Tratsch bisweilen sogar böse ausfällt: Die in Köln lebende Tochter hat alle Aufträge, die mit der Beerdigung in Zusammenhang stehen, nach Bamberg vergeben. Das Beerdigungsunternehmen stammt aus Bamberg, den Kuchen für den Leichenschmaus liefert eine Bamberger Bäckerei, der Grabstein kommt aus Bamberg, sogar den Pfarrer holt sie aus der Stadt.

Die Tür streift die Glöckchen an der Decke, und die nächste Kundin betritt die Gärtnerei und begrüßt uns. Sie hat eine leere Blumenschale dabei.

»Guten Tag, Frau Mellrich«, sage ich. »Lassen Sie die Tür ruhig offen. Es wird schon wieder so heiß!«

»Grüß Gott!«, sagt Frau Zeiler. »Grüß dich, Margot.«

»Grüß Gott, Erika«, erwidert Frau Mellrich.

Ich erkundige mich, ob Frau Zeiler noch einen Wunsch hat. Sie verneint, macht aber keine Anstalten, die Gärtnerei zu verlassen.

Also ziehe ich einen dicken Strich von links nach rechts und schreibe eine Dreiundzwanzig in die nächste Zeile des

Auftragsbuchs. Dann frage ich Frau Mellrich, was ich für sie tun kann.

Sie bestellt einen Kranz für den Geflügelzüchterverein: Gerbera, circa fünfzig Euro, Schleife in Dunkelgrün. »In ehrenvollem Gedenken« soll darauf stehen. Außerdem möchte sie Begonien.

»Für den Friedhof«, sagt sie und deutet auf die Schale.

Frau Zeiler informiert Frau Mellrich, dass sie sich für Chrysanthemen entschieden hat, und dann sagt sie ihn noch einmal, diesen Satz, den ich dermaßen unverschämt finde. Die Mine meines Bleistifts bricht ab, so stark habe ich aufgedrückt.

»Ich denke, das sucht sich niemand aus«, sage ich.

Frau Zeiler kräuselt die Lippen und wendet sich wieder Frau Mellrich zu. Von ihr wird sie eher die erwünschte Reaktion bekommen.

In den Monaten, die ich nun hier bin, habe ich bereits einiges erlebt. Weinende Angehörige, denen ich jede Entscheidung abnehmen musste. Angehörige, die sich bis aufs Blut gestritten haben, und Angehörige, die nichts ausgegeben haben, weil sie nichts vom Erbe »verschwenden« wollten. Jedes Mal bin ich höflich geblieben und habe mir meinen Teil gedacht, doch Frau Zeiler bringt mich an meine Grenzen.

»Angeblich soll sie ja einen bunten Sarg bestellt haben«, sagt Frau Mellrich und sieht mich fragend an.

»Darüber ist mir nichts bekannt«, behaupte ich, obwohl ich das auch schon gehört habe. Ich stehe auf und hole die Begonien.

»Na ja, jetzt wird sie ja wieder öfter nach Untergickelbach kommen müssen«, prophezeit Frau Mellrich. »Schließlich hat ihr ihre Mutter ja den Vorsitz im Kunstverein vererbt.«

»Angeblich will sie den übertragen: an eine Person *Ihres Vertrauens*.« Frau Zeilers Mund ist nur noch ein schmaler Strich. »Wenn du mich fragst, bekommt ihr die Großstadt nicht.«

»Was denkt sie sich bloß?«, entrüstet sich Frau Mellrich.
»Schließlich hat ihre Mutter den Verein gegründet.«

»Vielleicht ist ihr das zu viel«, wende ich ein. »Und vielleicht glaubt sie, dass sie dem Vermächtnis ihrer Mutter besser gerecht wird, wenn das jemand anders übernimmt.«

Frau Zeiler wirft mir einen vernichtenden Blick zu. Soll sie. Vermutlich ärgert sie sich nur, weil sie nicht diejenige ist, die an Stelle der Tochter schalten und walten kann, wie sie will. Ich verlege mich aufs Einpflanzen und lasse die beiden schimpfen.

»Sie schert sich ja sowieso um nichts«, behauptet Frau Mellrich. »Sonst hätte sie die Beerdigung doch nicht ausgerechnet auf den Freitag gelegt. Sie weiß doch, dass wir alle eingespannt sind. Wie stellt sie sich das vor? Um fünf ist der Einzug der Festwirte. Sollen wir da in Schwarz hingehen?«

Frau Zeiler nickt eifrig. »Das wird so eine Hektik! Erst die Beerdigung, dann dürfen wir heim, um uns umzuziehen, und dann gleich zum kleinen Festzug.«

Ich denke, dass die Tochter im Moment anderes im Kopf hat als die Untergickelbacher Kirchweih, aber ich sage es nicht. Ich will nicht, dass ...

»Sind Sie auch beim Festzug dabei?«, reißt Frau Zeiler mich aus meinen Gedanken.

»Leider nicht.« Ich drücke die Erde um die Begonien fest und wische die Erdkrümel mit einem Lappen von der Schale. Dabei verziehe ich den Mund und hoffe, dass ein Lächeln herauskommt.

»Aber das waren Sie letztes Jahr auch nicht ...« Sie bricht ab, als sie Frau Mellrichs Gesicht sieht. Die hat die Augen weit aufgerissen und schüttelt den Kopf.

»Das Fräulein Marie war doch letztes Mal noch im Trauerjahr.«

Beide sehen mich mitleidig an. Ich seufze. *Das Fräulein.* Hier in Untergickelbach hat es sich ins 21. Jahrhundert gerettet, und auch da verweilt es schon ziemlich lange. Nun, ich habe mich daran gewöhnt. An das »Fräulein« und daran, dass es hier Regeln gibt, nach denen sich alle richten und die man selbst erst kennenlernt, wenn man dagegen verstößt. Vor allem aber daran, dass man in Untergickelbach zu allem eine Meinung hat. Dorfleben muss man lernen, und ich lerne jeden Tag etwas dazu. Die meisten Menschen kommen aus einem kleinen Ort und wollen die Welt kennenlernen. Bei mir ist es umgekehrt: Ich kenne die Welt – natürlich nicht die ganze, aber einen großen Teil davon – und bin in diesem Dorf hängen geblieben.

»Also schauen Sie sich den Festzug dieses Jahr noch an und steigen dann nächstes Jahr mit ein?«

Ich lächle und drücke mich so um eine Antwort.

»Dann ist das ja Ihre erste Kirchweih.« Frau Mellrich betrachtet mich, als hätte ich mich für eine Expedition zur ISS qualifiziert. »Sicher sind Sie schon sehr aufgeregt.«

»Es wird bestimmt toll«, sage ich ausweichend.

Wenn ich ihr jetzt offenbare, dass ich gleich nach der Beerdigung zu meinen Tanten fahre – oder vielmehr mit meinen Tanten wegfahre –, wird sie mich für verrückt erklären. Dann lande ich gemeinsam mit der Tochter der Apothekerin auf der Liste der Kirchweih-Saboteure.

»Unsere Kirchweih ist das schönste Fest überhaupt. Das wird Ihnen Ihr Freund dann schon zeigen.« Verzückung steht in Frau Mellrichs Blick. »Sie müssen bei uns vorbeikommen. Wir machen wieder den größten Kartoffelsalat der Welt. Das machen wir immer. Die Einnahmen spenden wir für den Kindergarten.«

»Ach, wie schön«, sage ich, und das empfinde ich wirklich

so. Was Untergickelbach besonders macht, ist, wie sich die Leute hier gegenseitig stützen und helfen. Nach dem Unfall durfte ich das am eigenen Leib erfahren.

Frau Mellrich legt einen Schein auf die Arbeitsfläche, und ich gebe ihr das Wechselgeld.

»Sagen Sie, Fräulein Marie ...« Frau Zeilers Stimme ist sanft und süß. »War die Frau Wagener-Heinrich schon da? Wegen der Blumen?«

»Nein, noch nicht.«

»Ach!«

Frau Zeilers Blick verrät mir, dass sie es mir übel nimmt, dass ich ihr nichts zum Weitertratschen mitgegeben habe. Dass die Tochter der Apothekerin vorhin angerufen und ihr Kommen für den Nachmittag angekündigt hat, verrate ich bestimmt nicht. Nicht ihr. Das Post-it neben dem Telefon, auf dem ich diesen Termin notiert habe, scheint Frau Zeiler nicht entdeckt zu haben.

Die Kundinnen verabschieden sich und schlendern auf das Eingangstor zu. Schneller kann man nicht laufen, wenn man sich gleichzeitig das Maul zerreißt.

Während ich Balkonkästen bepflanze, muss ich an die Verstorbene denken. Der Kunstverein ist eine Institution in Untergickelbach. Sogar große Städte beneiden uns um den Skulpturenweg, zumindest betont das der Bürgermeister bei jeder Gelegenheit. Diese Attraktion ist allein Frau Wageners Kunstliebe zu verdanken – und wohl auch der Tatsache, dass sie Kompromisse nicht so gerne mochte.

Aus dem Kunstverein in Bamberg ist sie ausgetreten. Angeblich war keines der anderen Mitglieder darüber betrübt. Ihr Geld hat sie allerdings mitgenommen. Das muss den anderen dann doch wehgetan haben.

Hier in Untergickelbach konnte sie dann machen, was sie

wollte. So hat sie Anfang der Achtzigerjahre ein Stipendium ausgelobt: Künstler bekommen ein Jahr lang freies Wohnen sowie ein Atelier. Unter der Bedingung, dass sie zwei Kunstwerke gestalten, die dann in Untergickelbach verbleiben, können sie ihrer Kreativität freien Lauf lassen. Mama hat damals sogar drei gestaltet. Eine Skulptur – die wird verlangt, denn auf diese Weise wird der Skulpturenweg immer länger und attraktiver –, ein Wandgemälde und ein Bild. Letzteres existiert leider nicht mehr, aber daran will ich jetzt nicht denken.

Der Ort hat Frau Wagener also wirklich viel zu verdanken. Eigentlich müsste eine Straße nach ihr benannt werden oder der Kunstverein. Wenn es nach Frau Zeiler geht, wird Letzteres eher nicht geschehen.

»Du wirst es nicht glauben, wer später in die Gärtnerei kommt!«

Die Tür des Gewächshauses fällt zu – und ich leider nicht aus allen Wolken. Ich ziehe das Post-it ab, das ich vorhin neben das Telefon geklebt habe, und verstecke es hinter den Gläsern mit dem Blumendraht.

Meine Kollegin Elena poltert durch den engen Gang zwischen den Geranien, Petunien, Kapkorbchen und Husarenknöpfen. Im Verkaufsraum stellt sie zwei Thermosbecher auf dem Arbeitstisch ab und stemmt die Hände in die Hüften. Ihr Strahlen ist Scheinwerfer und Trommelwirbel zugleich.

»Nun sag schon!« Ich gebe mir Mühe, erwartungsvoll auszugehen.

»Ach, Marie!« Elenas Mundwinkel sinken nach unten, genauso wie ihre Arme. »Du weißt es bereits!«

»Was denn? Jetzt lass es schon raus.«

»Nein, ich mag nicht mehr. Du bist eine so schlechte Schauspielerin.«

»Ich wollte dir den Spaß nicht verderben«, erkläre ich und ziehe den Klebezettel wieder hervor. »Frau Wagener-Heinrich hat vorhin angerufen.«

Ich grinse und hebe meine Hand, Elena schlägt ein.

»Wir sind die Einzigen in Untergickelbach, zu denen sie kommt«, sagt sie, nicht ohne Stolz.

»Na ja, nicht ganz. Der Leichenschmaus findet doch in der ›Post‹ statt.«

Elena schüttelt den Kopf. »Nein, den hat sie abgesagt und stattdessen einen Caterer aus Bamberg engagiert. Sie bittet in die Villa, aber nur den engsten Kreis.«

»Oje! Jetzt haben sie wieder was zum Tratschen.«

»Frag nicht, was vorhin im Ort los war.« Elena legt ihre Handtasche auf die Ablage. Sie schiebt mir meinen Thermosbecher mit Cappuccino hin. Ich gebe der Brotdose einen Schubs, damit sie zu Elena rutscht. »Du musst dich heute leider mit Resteverwertungsbrot zufriedengeben. Fabian ist gestern mit seinen Kumpels über unseren Kühlschrank hergefallen. Später gehe ich einkaufen, dann hole ich uns wieder den guten Schinken.«

Elena nimmt sich eine Scheibe Vollkornbrot, beißt hinein und schließt genießerisch die Augen.

»Von mir aus kannst du jeden Tag Reste verwerten«, sagt sie mit vollem Mund und hebt den Brotdeckel ab. Sie inspiziert den Frischkäse, die letzten Kirschtomaten und den Schnittlauch, den ich schnell aus dem Balkonkasten abgeschnitten habe, und beißt noch einmal ab.

Irgendwann hat es sich ergeben, dass Elena Kaffee und Cappuccino aus ihrem Vollautomaten mitbringt und ich uns im Gegenzug die Pausenbrote belege. So helfen wir uns gegenseitig: Sie bewahrt mich vor Filterkaffee aus Fabians Kaffeemaschine, ich sie vor labbrigen Milchbrötchen aus dem Supermarkt.

Elena nimmt ihre Schürze vom Haken. Ungeschickt hantiert sie hinter ihrem Rücken mit den Bändern, bis ich sie ihr aus der Hand nehme und eine feste Schleife binde. Dabei kitzelt mich Elenas rasierpinselähnliches Pferdeschwänzchen im Gesicht. Ihre Haare glänzen immer, während meine Locken leider eher fad aussehen. Nougatbraun und seidig sind sie nur, wenn ich vom Friseur komme, den Rest der Zeit sind sie eher strohbraun und stumpf. Vielleicht sollte ich mal wieder eine Haarkur machen ...

Elenas Blick fällt auf die lange Reihe an Blumenkästen, die ich heute Morgen bepflanzt habe. »Sag mal, seit wann bist du denn schon hier? Warst du überhaupt im Bett?«

»Keine Ahnung, seit fünf? Und ja, kurz«, beantworte ich zuerst die eine, dann die andere Frage.

Sie murmelt vor sich hin, dass es mir sowieso keiner danken wird, und zupft ein welches Blatt von einer Geranie.

Aus dem Gewächshaus hole ich mir den letzten zu bepflanzenden Kasten her, befülle ihn mit Erde und setze die Petunien hinein. Ich kann gar nicht mehr zählen, wie viele es in den letzten Tagen waren. Für die Untergickelbacher ist Kirchweih ungefähr das, was für die Münchner das Oktoberfest ist. Der ganze Ort befindet sich im Ausnahmezustand. Jedes Geschäft baut Verkaufsstände auf, die Vereine planen Aktionen, der Kindergarten probt ein Lied, die Grundschüler die Eröffnungstänze, und der Frauenverein schmückt – unterstützt durch die Feuerwehr – die Hauptstraße.

Das Oberkommando hat unsere Chefin Annegret, deswegen halte ich auch die Stellung in der Gärtnerei. So kann sie von früh bis spät überwachen, dass die Girlanden akkurat hängen und alle Blumenkübel frisch bepflanzt sind. Und selbstverständlich will jeder, der entlang der Festzugsroute wohnt, unbedingt neue Blumenkästen vor den Fenstern haben.

Während ich den Kasten wegtrage, geht Elena zum Auftragsbuch, das neben dem Telefon liegt, und studiert die Eintragungen. Anschließend machen wir uns gemeinsam an die Biedermeiersträuße für den Gasthof »Zur Post«. Zur Kirchweih müssen die Tische dort natürlich besonders schön geschmückt sein, deshalb binden wir siebenundsechzig Sträußchen aus orangefarbenen Nelken, Schleierkraut und ein wenig Grün. Die Sträuße sehen aus wie der Tischschmuck auf den Hochzeitsfotos meiner Großeltern. Man hätte meinen können, wir sollten eine Retroparty ausstatten, doch die Restaurantchefin will sie exakt so haben.

»Ich bin schon gespannt, wann die Wagener-Heinrich kommt«, sagt Elena. »Hoffentlich bin ich dann noch da.«

»Sie hat einen Termin für heute Nachmittag gemacht! Um drei«, informiere ich sie.

Elena flucht leise, weil sie nur vormittags bei uns arbeitet.

Eigentlich hat sie Informatik studiert, aber sie hat schnell gemerkt, dass sie keine Freude an ihrem Bürojob in einer Frankfurter Bank hat. Stattdessen hat sie sich mit einem Onlineshop selbstständig gemacht. Sie verkauft Wildfleisch aus der Region. Nebenher betreibt sie eine Onlinezeitung in ungarischer Sprache, für die sie Berichte aus den renommierten deutschen und englischen Zeitungen übersetzt. Das ist in mehrerlei Hinsicht nicht ganz legal, lukrativ schon gar nicht, aber Elena findet, der Einsatz für freie Berichterstattung und Demokratie sei das wert. Leider bringt keiner dieser Jobs genug ein, sodass ihr nichts anderes übrig bleibt, als ihren Lebensunterhalt in der Gärtnerei aufzubessern. Ihr Freund Alex verdient zwar genug für fünf, aber sie will sich nicht abhängig machen, und darüber bin ich froh, denn mit Elena zu arbeiten ist einfach schön.

Meine Kollegin stellt ein Sträußchen zur Seite und sieht auf.

»Ich soll dir übrigens von Annegret ausrichten, dass du dich allein um die Wagener-Beerdigung kümmern musst. Sie schafft das nicht neben dem Kirchweih-Stress.«

»Alles klar.« Ich warte ab, ob noch irgendetwas kommt, vielleicht eine Erinnerung oder Ermahnung, die mir meine Chefin ebenfalls mitgeschickt hat. Wahrscheinlich sind es so viele Anweisungen, dass Elena sie in ihrem Kopf erst sortieren muss. »Hat sie noch was gesagt?«, frage ich irgendwann ungläubig.

»Nein.« Elena schüttelt den Kopf. »Das war alles.«

Ich soll die Wagener-Beerdigung wirklich alleine übernehmen? Es ist nicht Annegrets Art, uns Sachen alleine machen zu lassen. Sie hat immer das letzte Wort. Und das erste. Und eigentlich auch alle Wörter, die dazwischenliegen.

»Ja, du sollst das wirklich alleine machen, und ja, das war wirklich alles!« Elena fügt etwas auf Ungarisch hinzu und kneift kurz die Augen zusammen. »Es ist besser, irgendwann umzukehren, als dauernd in die falsche Richtung zu fahren«, sagt sie dann auf Deutsch.

Irgendwann hat meine Kollegin angefangen, ungarische Sprichwörter ins Deutsche zu übertragen. An meiner Reaktion sieht sie dann, ob die Worte auch einen Sinn ergeben. Meistens tun sie das nicht, und sie muss umfangreich erklären, was sie damit meint. Dann passen wir das Sprichwort an und lachen uns über unsere schiefen Versionen kaputt. Wahrscheinlich sind wir die Einzigen, die so etwas lustig finden, aber uns ist das egal.

Ihren heutigen Spruch glaube ich deuten zu können, und sie hat recht: Es ist an der Zeit, dass ich endlich zeigen darf, was ich kann. Wahrscheinlich ist der Grund, weshalb ich die Beerdigung »bekommen« habe, aber ein anderer. Annegret wird keine Lust haben, sich mit der Tochter der Verstorbenen auseinanderzusetzen, und deswegen schiebt sie mich vor.

Während meine Hände die Spießsträußchen zusammenstellen, denke ich über die Begräbnisfeier nach. Florentine Wagener-Heinrich, über die jeder spricht und die ich noch nicht kenne, achtet auf jedes Detail. Beerdigungen gehören zu unserem Alltag, aber irgendwie berührt mich diese besonders. Ich mag es, wie persönlich und liebevoll sie den Abschied für ihre Mutter gestaltet. Außerdem hat sich Frau Wagener damals nach dem Unfall sehr anständig verhalten. Auch wenn sie überhaupt nichts dafür konnte. Vielleicht will ich auch deswegen, dass alles passt. In meinem Kopf kombiniere ich Blumen, Blätter und Grün. Mir fällt so viel ein, dass ich mir den Notizblock vom Regal hole und mögliche Kombinationen festhalte. Als müsse ich mich vergewissern, dass ich das geschrieben habe, betrachte ich anschließend die Wörter, die auf dem Papier stehen. Aber es ist eindeutig: Das ist meine Schrift, und das sind meine Ideen. Meine Kreativität ist wieder da. Unfassbar!

Eigentlich hatte ich angenommen, ich hätte sie mit dem Unfall verloren. Ich denke immer Unfall, weil sich Brand so schrecklich anhört. Aber vielleicht ist es an der Zeit, dass ich Brand denken oder aussprechen kann. Schließlich scheint sich auch meine Kreativität wieder eingefunden zu haben. Offenbar hat sie sich nur ausgeruht. Wahrscheinlich hat sie sich zurückgezogen und getrauert, so wie ich, aber nun ist sie zurückgekehrt.

Wenn Florentine Wagener-Heinrich heute in die Gärtnerei kommt, werde ich sie mit meinen Ideen überraschen. Ich weiß noch nicht, mit welchen, aber ich weiß, dass ich welche haben werde: besondere, einzigartige. Ideen, die Frau Wagener gerecht werden und ihrer Tochter das Gefühl geben, einen außergewöhnlichen Abschied gestaltet zu haben.

Am Nachmittag bin ich wieder alleine in der Gärtnerei. Meine Chefin Annegret ist noch in Sachen Kirchweih unterwegs, Elena kümmert sich um ihren Onlineversand und Fabian bepflanzt die Beete vor dem Rathaus neu – auch die sollen zu den Festzügen in neuer Blütenpracht erstrahlen. Mir ist es ganz recht, denn das bedeutet, dass ich für den »Termin« mit Frau Wagener-Heinrich Ruhe habe.

In der Mittagspause habe ich bei Pizzaresten und Cola in der neuesten Ausgabe der *Floral Elegance* geblättert. Sie ist so etwas wie die *Vogue* für Floristen, und ich kann Stunden mit den Artikeln und Fotos in dieser Zeitschrift verbringen. Ehrlich gesagt, wären manche der Arrangements auch für meine Münchner Kunden zu extravagant gewesen. Aber ich liebe diese Bilder. Das ist meine Welt.

Und dann ist mir eine Idee gekommen, sowohl für das Sargbukett als auch für die Altargestecke, und zwar nicht irgendeine Idee, sondern eine, die sogar die anspruchsvolle Kölnerin zufriedenstellen wird. Zumindest hoffe ich das. Aus einer der Umzugskisten, die immer noch hinter der Tür in meiner Dachwohnung stehen, habe ich mein Portfolio geholt – darin sind all die Sachen, die ich während meiner Münchner Zeit gemacht habe –, und jetzt kann es losgehen.

Ich gehe in den Arbeitsraum hinter dem Verkaufsraum und knie mich neben das Hundekissen. Da ich alleine arbeite, habe ich Lio mit in die Gärtnerei genommen. Meine Hündin döst, aber ihr Schwanz klopft auf den Betonboden, als ich ihren Rücken streichle.

»Jetzt sind wir mal gespannt, ob die Tochter auf meine Ideen steht«, sage ich leise. »Mal sehen, wer und vor allem was noch alles kommt. Wegen der Kirchweih und der Beerdigung spielen hier alle verrückt.«

Um fünf vor drei tritt eine schlanke Dame durch die Ein-

gangstür. Die Designerhose, das Seidentuch und die Chanel-Sonnenbrille verraten, dass sie schon lange in einer anderen Welt lebt. Ein wenig erinnert sie mich an mein altes Leben. Wahrscheinlich ist sie mir deshalb auf Anhieb sympathisch.

An der Seite der Dame geht ein Mann mit kurz geschnittenen grauen Haaren, eckiger Brille und einem grauen Hemd über einer dunklen Hose. Er wirkt sehr urban, sehr weltgewandt, sehr Zahnarzt mit Pilotenschein oder Agenturchef mit Motorboot.

»Guten Tag, Frau Wagener-Heinrich. Ich bin Marie Landauer.« Ich senke meine Stimme. »Darf ich Ihnen mein herzliches Beileid aussprechen?«

Frau Wagener-Heinrich schiebt die Sonnenbrille in ihre kurzen blonden Haare, begrüßt mich ebenfalls und bedankt sich. Zwischen dem alten Arbeitstisch und der Tür, die dringend einen Anstrich nötig hätte, wirkt sie wie ein Fremdkörper.

Der Mann stellt sich als Enno Heinrich vor und schüttelt mir fest die Hand, als ich auch ihm mein Mitgefühl bekunde.

Beide sehen sich um, und ich folge ihrem Blick, versuche, den Laden mit ihren Augen zu sehen. Oft habe ich mir ausgemalt, wie ich den Raum mit einem restaurierten Schrank oder einem Küchenbuffet ausstatten und darin Schildchen für den Kräutergarten und weitere Gartenaccessoires präsentieren würde, doch Annegret möchte das nicht. Wenn ich ihr von meinen Ideen erzähle, meint sie immer, sie führe einen Handwerksbetrieb, keine Blumenboutique für die gelangweilte Arztfrau. Und so empfangen wir unsere Kunden weiterhin neben dem schlammbräunen Baumarktregal mit den zusammengewürfelten Übertöpfen und den grün-gelben Düngertöpfen.

Frau Wagens Gesicht hat diesen erschöpften Ausdruck,

den ich bei fast allen trauernden Angehörigen sehe. Ich weiß genau, wie sie sich fühlt. Auch wenn sich der Tod angekündigt hat, überwältigt dich die Wucht der Trauer. Wie eine Welle, die deine Füße vom Boden reißt und dich umwirft. Bei mir war es genauso, nur dass niemand mit dem Brand gerechnet hat.

Ich frage Frau Wagener-Heinrich nach ihren Vorstellungen, und sie wünscht sich etwas Persönliches. Damit habe ich gerechnet. Seit ich weiß, dass sie kommt, habe ich darauf gehofft und gewartet, vor allem habe ich mich darauf vorbereitet.

»Hatte Ihre Mutter ein Lieblingsgemälde?«, frage ich.

An der Art, wie sie mich ansieht, erkenne ich, dass mein Bauchgefühl richtig war.

Sie runzelt die Stirn. »Garten in Auvers« von van Gogh.« Ihre Antwort klingt fast wie eine Frage.

Ich mache mir eine Notiz. »Das ist gut!«

»Inwiefern?«, fragt Enno Heinrich und tritt näher heran.

»Ich hatte die Befürchtung, dass Sie mir etwas von Jackson Pollock oder Modigliani nennen. Das wäre eine Herausforderung geworden. Aber mit einem Garten kann ich wunderbar arbeiten.«

»Entschuldigung, wie heißen Sie noch mal?«, fragt Frau Wagener-Heinrich.

»Marie Landauer«, erwidere ich, und ich kann fast hören, was ihr durch den Kopf geht.

»Sind Sie die Tochter von Cassandra Landauer?«, fragt sie, und ich nicke.

Die beiden wechseln einen Blick. Damit haben sie offenbar nicht gerechnet. Wahrscheinlich erwarten sie jetzt umso mehr von mir.

»Wir waren in ihrer Ausstellung vor sieben Jahren«, sagt sie.
»Mama war auch dabei.«

Ihre Stimme wird brüchig, und ich gebe ihr einen Moment. Auch ich war bei der Ausstellung in Köln. »Nature!« – so hieß sie. Monatelang hatte Mama nur Blätter und Bäume gemalt. Menschen und Tiere, die mit dem Dickicht zu verschmelzen scheinen. Diese Arbeiten sollten der endgültige Durchbruch meiner Mutter sein. Nach zwanzig Jahren Restauratorinnen-Dasein, mit vom Mund abgesparten Auszeiten, in denen sie sich nur mit ihrer Kunst beschäftigen konnte, hatte sie es geschafft: *Art Basel*, *documenta*, *The European Fine Art Fair*. Die großen Zeitungen berichteten über sie, und sie hat zum ersten Mal gut verkauft. Richtig gut verkauft.

Konzentrier dich, ermahne ich mich und frage: »Haben Sie noch einen Wunsch, oder fällt Ihnen irgendetwas ein, worüber sich Ihre Mutter freuen würde?«

»Ihre Blumen«, sagt Frau Wagener-Heinrich. »Sie hat Stunden damit zugebracht, ihren Garten zu pflegen und zu bepflanzen, vor allem in den letzten Jahren. Deswegen hat sie sich auch immer geweigert, zu uns nach Köln zu ziehen – und natürlich wegen des Kunstvereins.« Sie schluckt und atmet tief durch.

Um ihr etwas Zeit zu geben, bücke ich mich, nehme das Handy aus meiner Handtasche, google »Garten in Auvers« und betrachte das Bild. Anschließend hole ich mein Portfolio unter dem Arbeitstisch hervor und schlage es auf.

»Darf ich?«, fragt sie.

Als ich nicke, blättert sie durch die Seiten.

Das erste Foto zeigt siebenhundert Rosen, die ich an meinem ersten Tag als Lehrling für einen Heiratsantrag entdornen und kürzen musste. Danach kommen die Nelkensäulen. Das war mein schwindelerregendster Auftrag. Anlässlich des Jubiläums einer Modefirma haben wir meterhohe Steinsäulen mit einem Blumenmantel besteckt. Am bisher spannendsten

Tag meines Gärtnerinnenlebens durfte ich, gemeinsam mit der gesamten Belegschaft, einen Ballsaal für eine Krimiverfilmung dekorieren. Den Film habe ich unzählige Male angesehen, nicht wegen der Handlung, sondern weil der Verdächtige direkt vor dem von mir gebundenen Tischschmuck verhaftet wird.

Sie schlägt die Seite auf, die ich vorhin mit einem Post-it markiert habe. Eine Torte in Form einer Theaterbühne, komplett mit Schauspielern und Bühnenbild, prangt inmitten eines Waldes aus Zwergfichten und Miniaturlaubebäumen. Auf den Rängen sitzt das Marzipanpublikum. »250 Jahre Naturbühne Münsing« steht über den Bildern.

»Was halten Sie davon?«, frage ich, und sie legt den Kopf schief. »Wir haben damals den Wald um die Bühne herum fast detailgenau nachgestaltet. Das könnten wir mit dem Lieblingsgemälde Ihrer Mutter machen. Als Sargbukett.«

Enno Heinrich runzelt die Stirn. »Die Torte und die Figuren lassen wir aber weg. Das wäre dann doch ... kurios.«

Ich muss kurz lachen, reiße mich aber sofort wieder zusammen und entschuldige mich.

»Ist schon gut.« Frau Wagener-Heinrich lächelt. »Ein wenig Heiterkeit kann ich gerade gut gebrauchen.«

Ihr Mann ergreift ihre Hand und drückt sie kurz.

»Erklären Sie es mir genauer«, bittet sie.

Ich rufe das Bild auf meinem Handy wieder auf.

»Wir nehmen einen Teil des Gemäldes, zum Beispiel eines der Beete.« Ich ziehe den Ausschnitt groß und halte ihr das Display hin. »Das gestalten wir als Bukett nach und arbeiten einige der Blumen aus dem Garten Ihrer Mutter ein. Kränze und Gestecke machen wir in den gleichen Farben.«

Frau Wagener-Heinrich überlegt, dann nickt sie. »Sie sind wirklich Cassandras Tochter.«

Bevor ich antworten kann, quietscht im Gewächshaus hinter uns eine Tür. Verwundert drehe ich mich um. Es ist meine Chefin, die hereinstapft, die Kundschaft grüßt und ihr Beileid bekundet. Ich finde es seltsam, dass Annegret nach so langer Zeit immer noch »du« und »Florentine« sagt.

»Wir sind gerade dabei, die Blumenarrangements zu besprechen«, teile ich ihr mit und hoffe, dass sie uns schnell wieder alleine lässt.

Leider verheißt ihre Reaktion etwas anderes ...

»Deswegen bin ich auch hier. Deine Tante hat mich gebeten, dabei zu sein, Florentine.«

Mein Blick wandert zu Frau Wagener-Heinrich. Zwischen deren Augenbrauen hat sich eine steile Falte gebildet. Sie scheint von der Störung genauso wenig angetan zu sein wie ich.

»Ich habe Renate versichert, dass ich eine würdige und angemessene Blumenauswahl treffen werde«, sagt Frau Wagener-Heinrich.

Ihr Ton hat sich verändert, sie klingt nun sehr geschäftsmäßig.

»Unsere Trauerblumen sind das immer«, versichert Annegret.

Ich frage mich gerade, ob ich weitermachen soll oder ob sie nun übernimmt, als Frau Trautmann hereinkommt. Ist sie etwa die Schwester der Verstorbenen? Darauf wäre ich nie gekommen.

»Wir hatten ausgemacht, dass ich mich um die Blumen kümmere und du den Sarg bestellst«, sagt Frau Wagener-Heinrich statt einer Begrüßung.

»Ich dachte, es ist besser, wenn ich auch hier bin. Ich möchte meine Schwester wenigstens anständig unter die Erde bringen, wenn schon danach niemand mehr dabei sein darf.«

Frau Wagener-Heinrich zieht scharf die Luft ein und wendet sich mir zu. »Frau Landauer und ich werden uns schon auf etwas Angemessenes einigen, nicht wahr?«, fragt sie und scheint mich so um Unterstützung zu bitten.

Ich nicke und versuche, aufmunternd zu lächeln, weiß aber nicht, ob mir das gelingt.

Die Tante ignoriert mich völlig. »Nach dem bemalten Sarg gehe ich lieber auf Nummer sicher. Ich will Gesa ja nicht zum Gespött machen!«

»Deswegen haben wir uns auch für massive Eiche mit Gussgriffen entschieden«, sagt Frau Wagener-Heinrich.

»Und ohne Bemalung. So wie es sich gehört«, ergänzt Frau Trautmann. »Jetzt wollen wir darauf achten, dass ein würdiger Blumenschmuck dieses Bild abrundet.«

Den Wortwechsel habe ich verfolgt, ohne zu atmen. Ich spüre den Blick meiner Chefin auf mir ruhen.

»Orange Gerbera und rote Nelken«, schlägt sie vor. »Das wird gerne genommen und sieht sehr elegant aus.«

»So stelle ich mir das vor«, pflichtet Frau Trautmann ihr bei.

»Nein!«, widerspricht Frau Wagener-Heinrich. »Du hast deinen gediegenen Sarg und die Liedauswahl. Bei den Blumen gebe ich nicht nach! Die sollen zu Mama passen.« Sie beißt sich auf die Lippen.

Am liebsten würde ich Frau Trautmann aus der Tür schieben und ihre Nichte in den Arm nehmen.

»Wir sind gestern zu einer Einigung gelangt«, schaltet sich Enno Heinrich ein. »Jetzt erwarten wir aber auch, dass du dich an die Absprache hältst.«

»Ihr macht den Leichenschmaus zu Hause statt im Gasthof, außerdem habt ihr alle Leute eingeladen«, fasst Frau Trautmann zusammen. »Was sollen die denn jetzt denken?«

»Wir haben sie nicht aus-, sondern gar nicht erst eingeladen.

Florentine möchte einen Leichenschmaus im kleinen Kreis, also machen wir das so. Zur Beerdigung dürfen alle kommen.« Enno Heinrich spricht so ruhig, dass es fast bedrohlich wirkt.

»Wir haben etwas Wunderschönes ausgesucht«, sagt Frau Wagener-Heinrich. »Außerdem nimmt Frau Landauer ein paar Blumen aus Mamas Garten. Ich bin mir sicher, das hätte sie sich gewünscht.«

»Damit alle denken, wir können uns keine gekauften Blumen leisten?« Frau Trautmann spielt ihre Entgeisterung nicht, für sie ist das wirklich ein Problem.

Frau Wagener-Heinrich sieht zuerst mich an, dann Annegret.

»Ich möchte das hier«, sagt sie und zeigt auf mein Portfolio. Annegret betrachtet kurz das Foto.

»So etwas machen wir nicht«, weigert sie sich dann.

Ich weiß nicht, wer gerade entsetzter ist, Frau Wagener-Heinrich oder ich. Was soll das? Natürlich machen wir das! Also, ich mache das. Weil es der Wunsch unserer Kundin ist, weil ich es kann und weil ich es möchte.

Was tut Annegret überhaupt hier? Warum kümmert sie sich nicht um ihre Kirchweihdekoration und lässt mich arbeiten? Ich soll die Beerdigung allein machen, hat sie mir ausrichten lassen. Dann soll sie mich aber, verdammt noch mal, auch schalten und walten lassen.

Los jetzt, riskier's einfach, denke ich und wende mich Frau Trautmann zu. »Sie können versichert sein, dass es ein sehr würdiges ...«

Annegret wirft mir einen Blick zu, und ich verstumme.

»Du kannst gerne in Bamberg fragen, ob sie dir so etwas stecken«, sagt sie zu Frau Wagener-Heinrich. »Wir machen so etwas nicht.«

Warum tut sie das? Rächt sie nun die Untergickelbacher

Geschäftsleute, frei nach dem Motto »Verschmähst du uns, verschmähen wir dich«?

Ohne meine Chefin anzusehen, drehe ich mein Portfolio den Heinrichs hin, doch bevor ich etwas sagen kann, klappt Annegret den Ordner zu.

»Bei uns bekommt sie orange Gerbera und rote Nelken oder etwas in der Richtung.«

Es fühlt sich an, als hätte sie mir meine Mappe gegen den Kopf gedonnert.

»Wie du meinst«, sagt Frau Wagener-Heinrich. Sie dreht sich zu ihrer Tante um. »Wenn du einen eigenen Kranz willst, bitte schön. Um den Rest kümmerge ich mich. Nur dass das klar ist.«

Sie strafft ihre Schultern und sieht mich an. Ich weiß nicht, wie ich diesen Blick deuten soll. Dann schiebt sie ihre Sonnenbrille vom Kopf zurück vor die Augen. Enno Heinrich öffnet die Tür.

»Ade, Florentine«, sagt Annegret.

»Ade«, erwidert Frau Wagener-Heinrich, und ich schaue ihr nach, wie sie mit ihrem Mann durch das Gartentor davongeht.

Frau Trautmann wendet sich an Annegret.

»Wir machen das so wie besprochen«, sagt sie so ungerührt, als habe sie nicht gerade die Schlacht um Helms Klamm nachgespielt.

»Du kannst dich auf mich verlassen«, versichert meine Chefin.

»Das weiß ich«, entgegnet Renate Trautmann.

So ist das in Untergickelbach: Die Alteingesessenen halten zusammen. Mit ihrem Wegzug hat Florentine diesen Bonus verspielt, wahrscheinlich legt sie auch keinen Wert darauf.

Ohne mich eines Blickes zu würdigen, verlässt Frau Trautmann die Gärtnerei.

Annegret kramt in der Kiste auf dem wackligen Holzregal und holt eine Spule Bindedraht heraus.

»Die Kästen für Schütz werden heute um halb fünf abgeholt«, informiert sie mich.

Dann geht sie, bevor ich die Fragen stellen kann, die mir durch den Kopf gehen. Wieso kann ich das Sargbukett nicht so stecken, wie die Kundin es will? Warum ist es ein Problem, ein paar Blumen aus dem Apothekergarten zu holen? Und weshalb, um alles in der Welt, lassen wir uns einen so großen Auftrag durch die Lappen gehen?

Ich verpasse der Zinkwanne unter dem Arbeitstisch einen Tritt, und sie kracht gegen die Wand. Dabei kippt sie um, und die Schnittreste, die wir darin sammeln, verteilen sich über den Boden.

»Ihr könnt mich alle kreuzweise«, murmele ich.

Lio kommt angelaufen. Sie stupt mich mit der Schnauze an und reibt ihren Kopf gegen mein Bein.

»Ich nehme zurück, was ich vorhin gesagt habe. Sie sind alle verrückt. Nicht nur während der Kirchweih!«

Mein Blick fällt auf mein Portfolio. Zwischen den Deckeln steckt alles, was ich kann und was ich nicht machen darf. Ich schlage es zu, lege es unter meine Handtasche und marschiere nach draußen.

Die Lieferung Erde von heute Morgen türmt sich vor dem Geschäft und muss in das äußere Gewächshaus, das nur noch als Lager genutzt wird, gebracht werden. Eigentlich sollte Fabian das machen, wenn er vom Rathausbeet-Bepflanzen kommt. Aber schwere Säcke auf Schubkarren zu wuchten ist genau das, was ich jetzt brauche.

Wie an den meisten Abenden, sehen wir uns auch heute nur kurz. Wir lassen uns unseren Freiraum, das macht uns aus.

In den letzten Monaten habe ich Raum gebraucht. Raum, um zu weinen, um mich zu erinnern, um über das, was geschehen ist, hinwegzukommen.

Fabian braucht auch seinen Freiraum: für den Fußballverein, die Feuerwehr, die Schafkopfabende und die diversen Treffen mit seinen Kumpels. Er findet es toll, so eine entspannte Beziehung zu haben. Immer wieder sagt er, dass er so jemanden wie mich noch nie getroffen hat. Damit meint er jemanden, der nicht überall mit hingehen will. Die Freundinnen seiner Kumpels wollen das offenbar. Ich bin froh, wenn ich nach der Arbeit lesen, Serien schauen oder zu Elenas Bauch-Beine-Po-Stunde gehen kann – Fitnesstrainerin ist sie nämlich auch.

Heute muss Fabian zum Baumbewachen. Es ist die Aufgabe der unverheirateten Männer zu verhindern, dass die Burschen aus den Nachbarorten den Kirchweihbaum stehlen.

Ich kenne diesen Brauch von der Maibaum-Tradition. Dass auch andere Bäume gestohlen werden, habe ich erst hier erfahren. Jedenfalls ist er wegen dieser wichtigen Aufgabe nach der Arbeit zum Fußballtraining gespurtet und dann hier unter die Dusche gesprungen.

Nun ja, »gesprungen« ist nicht ganz korrekt. Eher hat er viel Zeit unter dem Wasserstrahl verbracht, weil er mich mit hineingezogen und sich die eigentliche Duschhandlung ein wenig verzögert hat.

Fabian wohnt im ersten Stock seines Elternhauses in einer Wohnung mit weißen Wänden und grauen und schwarzen Möbeln. Er findet das männlich, ich mag es nicht besonders. Aber bei ihm haben wir mehr Platz als in meinem Dachgeschosszimmer eine Etage darüber. In meinem Anderthalb-Quadratmeter-Bad und dem Zimmer, das fast nur aus Dachschräge besteht, kann man existieren, aber nicht wohnen.

Eigentlich war es auch nur für ein paar Nächte gedacht, doch inzwischen sind Monate daraus geworden. Gut, meist bin ich ohnehin bei Fabian, aber ganz habe ich meine »Dachschachtel« nie aufgegeben.

Nun steht mein Freund mit einem Handtuch um die Hüften in seiner Küche und schlingt Schinkenbrot Nummer zwei hinunter. Vor dem Training hat er nämlich noch bei der Metzgerei haltgemacht, was ich ihm hoch anrechne. Vielleicht schafft er es irgendwann auch, wieder eine Flasche Cola in den Kühlschrank zu legen, nachdem seine Kumpels alles leert getrunken haben. Wenn er das gemacht hätte, hätte ich meine Cola heute Mittag nicht lauwarm trinken müssen. Und wenn sie kälter gewesen wäre, wären meine Ideen noch schneller zu mir gekommen ... Aber gut. Ich nutze Schinkenbrot drei und vier, um ihm von der Begegnung mit Florentine und von Annegrets Absage zu erzählen.

»Du weißt doch, wie meine Mutter ist«, sagt er, während er die Kaffeekanne aus der Maschine nimmt und sich eine Tasse eingießt.

»Weißt du, was ich für ein solches Bukett und solche Kränze hätte verlangen können?«, frage ich.

»Hier doch nicht!«

Ich hole eine Untertasse aus dem Schrank und stelle seine Tasse darauf.

»Geschirrverschwendung«, sagt er.

»Dann nimm bitte einen Becher«, entgegne ich und setze mich auf den Metallstuhl mit dem schwarzen Kunstlederbezug.

»Frau Wagener-Heinrich ist Kölner Preise gewöhnt. Sie hätte das bezahlt.«

Er zuckt mit den Schultern und schneidet eine weitere Brotscheibe ab.

»Das wäre ein Achtel Gewächshausautomatik gewesen«, sage ich. »Oder ein Viertel Kühlraum.«

»Wieso sollte Mutti zu dir anders sein als zu mir?«, fragt er, nicht ganz zu Unrecht. Wie oft habe ich sie schon zu ihm sagen hören: »Das kannst du tun, wenn du einmal Chef bist, bis dahin wird es so gemacht, wie ich das will?«

Ich verstehe nicht, warum Annegret nicht stärker modernisieren möchte. Aber da beißt man bei ihr auf Granit.

»Wahrscheinlich will Mama die Trautmann nicht vergrätzen. Die kauft viel bei uns.«

»Hmm«, mache ich vage. Es wäre mir lieber, er würde sich ein bisschen mehr auf meine Seite stellen, statt seine Mutter in Schutz zu nehmen.

»Wird heut lang«, warnt er mich.

Ich nicke bloß, damit habe ich gerechnet. Das ist ja nichts Neues. Vor allem macht es mir nichts aus, weil ich selbst noch etwas vorhabe.

Beim Säckeschleppen vorhin habe ich einen Plan gefasst, und den werde ich durchziehen – ungeachtet der Konsequenzen. Die male ich mir lieber nicht aus, sonst verliere ich noch den Mut.

Lio und ich machen heute eine mittelgroße Runde. So ist sie zwar müde genug, um sich nachher hinzulegen, aber es ist noch nicht zu spät für einen unangemeldeten Besuch.

Eine Dreiviertelstunde später drückt mein zitternder Finger auf den runden Klingelknopf der Apothekervilla.

Das Gartentor öffnet sich mit einem Surren, ohne dass ich vorher meinen Namen nennen muss, und ich betrete den Vorgarten mit den alten Pflastersteinen und den Blumenrabatten.

Lio binde ich neben der Haustür an. Sie legt sich auf die Steine, die noch die Tageswärme gespeichert haben.

Die Tür geht auf.

»Ich habe mich schon gefragt, wann Sie kommen«, sagt Frau Wagener-Heinrich und macht einen Schritt zur Seite, damit ich eintreten kann.

2

Freitagmorgen, vorletzte Juniwoche

Wenige Stunden vor der Trauerfeier stecke ich die letzte Rose fest. Ich betrachte das Sargbukett von allen Seiten und zupfe die Trauerschleife zurecht. »*Wir vermissen dich. In Liebe – Florentine und Enno*« steht in goldenen Lettern auf weißem Samt.

Gähnend lasse ich meinen Kopf in den Nacken fallen und stemme meine Hände in den Rücken. Seit vier Uhr morgens bin ich auf den Beinen, um die inoffiziellen Aufträge für die Beerdigung fertigzustellen. Alles andere muss warten.

Ich nehme die handgeschriebene Liste ab, die ich an das Holzregal gepinnt habe, drehe sie um und streiche »*Kranz groß/wie besprochen*« und »*Sargbukett/wie besprochen*« durch. Den Bleistiftstrich durch »*vier Altargestecke und Bodenschalen für die Aussegnungshalle*« habe ich gestern Nacht gezogen, als Annegret beim Festwagenschmücken war und Fabian beim Aufbau geholfen hat. Baum bewachen, Bierbänke schleppen, Eröffnungsbraten-Essen. Jeden Abend hat er eine andere Verpflichtung. Die Kirchweih verlangt den Einheimischen wirklich viel ab.

Der Ausdruck mit dem Van-Gogh-Bild lehnt noch immer an dem Glas mit dem Blumendraht. Ich kann die Farben so deutlich sehen, das Rot, das Blau, das Grün. In den letzten Monaten war alles von einem Grauschleier überzogen. Jetzt sind sie klar und hell, und ich merke, dass etwas anders ist. Dass ich nicht nur anders sehe. Ich atme anders, und ich denke auch anders. Und das fühlt sich so gut an.

Ich betrachte das Bukett. Was Farbe und Form der Blumen angeht, habe ich versucht, nah am Original zu arbeiten. Hoffentlich mag es Frau Wagener-Heinrich genauso gern wie ich.

Meine anderen inoffiziellen Werke warten im Schuppen darauf, dass sie abgeholt werden. Ein bisschen bin ich mir vorgekommen wie in einem Thriller, vor allem, als ich versucht habe, den Kranz im kühlen Schuppen zu deponieren, ohne dabei Lärm zu machen. Das war schon beim Stecken so: Bei jedem Geräusch habe ich mich umgesehen und gehofft, dass Annegret nicht überraschend in der Gärtnerei auftaucht.

Langsam macht sich der fehlende Kaffee bemerkbar, und auch die Überstunden am gestrigen Abend legen sich auf meine Glieder. Lio schnarcht auf ihrer Matratze. Am liebsten würde ich mich dazulegen.

Gähmend greife ich nach meinem Handy. Einen Moment lang betrachte ich das Gemälde, das die Hülle ziert. Ein Meer aus Sonnenblumen, zwischen denen ein blaues Mädchen sitzt, von dem man nur die Umrisse erkennen kann. Kurz streichle ich über das Bild, dann reiße ich mich los.

Guten Morgen! Operation Van Gogh kann anlaufen, schreibe ich und schicke die Nachricht ab.

Als ich die App schliesse, erscheint auf dem Display das Foto, das mich mit meiner Mutter zeigt. Wir sind beide groß, haben die gleichen blauen Augen und nougatbraune Haare, meine damals noch lang und mühsam geglättet, die meiner Mutter kürzer und lockig. Strahlend steht Mama in ihrer gelben Tunika da, den Arm um mich gelegt. Ich stelle fest, dass damals kein Röllchen über meine Jeans quoll und dass mein T-Shirt extrem gut saß. Mit meinem Zeigefinger drücke ich in die weiche Haut über meinen Hüften und beschliesse, den abendlichen Birne-Bananen-Riegel- und Chipskonsum deutlich einzuschränken.

Draußen fährt ein schwarzer SUV vor und parkt nahe beim Schuppen. Elena steigt aus. Sie trägt eine schwarze Jeans, ein langärmeliges schwarzes Top, eine schwarze Beanie und eine Sonnenbrille.

»Sieht gut aus. Sehr *Ocean's Eleven!*«, sage ich leise.

Sie bedankt sich und überreicht mir eine schwarze Mütze und eine Sonnenbrille.

»Lass die Mission beginnen«, sage ich, und wir gehen zum Schuppen.

Über die Schulter blicke ich zum Wohnhaus der Kohlmanns. Es ist ausgeschlossen, dass sie sehen können, was wir hier tun. Außerdem müsste Annegret seit halb sechs wieder beim Schmücken der Festwagen sein. Heute ist der Einzug der Festwirte, morgen der Festzug der Kinder und Vereine. Das hat sie oft genug gesagt. Warum habe ich mir das eigentlich gemerkt?

»Was hat Alex denn dazu gemeint, dass er heute auf sein tolles Gefährt verzichten muss?«

Elena zuckt mit den Schultern. »Ich habe gesagt, dass ich dir helfen muss. Da war es okay für ihn.«

Ich mag Alex, und ich finde es toll, dass es ihm nichts ausmacht, seine Großkunden heute mit dem Mini seiner Freundin aufzusuchen. Er hat, ebenso wie Elena, Informatik studiert und wird tageweise von Firmen gebucht, um irgendetwas mit deren IT-Systemen zu machen. Was er genau tut, weiß ich auch nicht, aber er kann das wohl ziemlich gut.

Wir laden das Sargbukett und zwei der Altargestecke ein. Zu einem Song aus *Ocean's Twelve* fahren wir zur Aussegnungshalle. Ich liebe dieses Lied, bei dem sich der Verbrecher namens »Nachtfuchs« durch die Laserstrahlen windet, und es passt zu unserer Mission. Unsere Fracht ist zwar weniger wertvoll, aber was die Heimlichtuerei angeht, stehen wir den Gau-

nern in nichts nach. Das Display verrät mir, das der Song *Thé à la Menthe* heißt, und ich muss ihn unbedingt zu meiner Auto-Playlist hinzufügen. Wir bringen die Sachen in den Kühlraum und transportieren auf einer weiteren Fahrt den Kranz und den übrigen Schmuck dorthin.

Dann fährt Elena zur Tankstelle, um den Wagen auszusaugen. So freigiebig Alex auch sein mag, was das Verleihen seines Autos angeht, bei Blütenblättern und sonstigem Dreck auf seinen Sitzen ist er pingelig.

Vorher setzt mich Elena an der Gärtnerei ab. Ich sehe mich um, horche in die Gewächshäuser hinein und vergewissere mich, dass niemand da ist, dem ich meine Abwesenheit erklären müsste.

Lio öffnet träge ein Auge.

»Schlaf noch ein bisschen, meine Süße«, sage ich und streichle ihr über das kurze Fell. »In ein paar Stunden geht es los. Dann fahren wir in das tolle Hotel zu Vee und Hilda. Ich bin mal gespannt, womit sie uns diesmal überraschen!«

Seit ich denken kann, nenne ich Mamas Schwester nur Vee. Das sperrige Genoveva wollte, als ich zwei Jahre alt war, nicht über meine Lippen kommen, und später ist es dabei geblieben.

Jedes Mal, wenn ich mit ihr telefoniere, ergeht sich Vee in Andeutungen, was sie alles für mich vorbereitet hat. Überraschungen für sich zu behalten fällt ihr auch mit Mitte fünfzig ziemlich schwer.

»Bis dahin muss ich noch etliches wegarbeiten!«, ergänze ich seufzend.

Wie zur Bestätigung wedelt Lio kurz, dann gähnt sie und schließt die Augen wieder.

Der Vorstand des Turnvereins hat das in Auftrag gegeben, was ich einen »Annegret-Kranz« nenne: frisch und hochwertig, aber langweilig. Für diese erste offizielle Arbeit benötige

ich einen Bruchteil der Zeit, die ich für die Wagener'schen Sachen benötigt habe.

Ich weiß nicht, warum Annegret Neuerungen als persönlichen Angriff auffasst. Wenn man ihr etwas Neues vorschlägt, schiebt sie das Kinn vor und verzieht das Gesicht. »Wir machen das weiter so wie bisher«, lautet ihre Standardantwort. Insofern war ihre Reaktion vorgestern abzusehen. Der Unterschied ist, dass ich bis jetzt nicht die Kraft hatte, meine Ideen durchzudrücken; dafür war ich zu sehr mit meinen eigenen Problemen beschäftigt. Allerdings muss ich mir nun dauernd Mut zureden und mir selbst versichern, dass es richtig war, die Wagener-Sachen auch gegen Annegrets Willen zu stecken.

Am Anfang dachte ich, dass ich das für die Gärtnerei mache, weil es viel Geld einbringt. Doch nun merke ich, wie sehr ich den Auftrag wollte und wie sehr ich die Bestätigung brauche. Ich musste mir beweisen, dass ich so etwas noch kann. Und irgendwie sind es auch die Untergickelbacher, die mich dazu gebracht haben. So wie sie über Florentine Wagener-Heinrich gesprochen haben, hätte sie alles von mir haben können. Selbst wenn sie Playmobilfiguren im Bukett gewollt hätte, wäre es mir eine Freude gewesen, sie zwischen den Blumen zu drapieren.

Keine halbe Stunde später streiche ich den Auftrag des Turnvereins von meiner To-do-Liste. Ich stütze meine Arme auf dem Arbeitstisch ab und lockere meine verspannte Rückenmuskulatur. In meiner Handtasche krame ich nach meiner Kaugummidose, finde sie aber nicht.

»Mensch, Fabi«, schimpfe ich. »Im Vorratsschrank sind drei frische Dosen. Musst du ausgerechnet die aus meiner Tasche nehmen?«

Wassertrinken vermag den schalen Geschmack in meinem Mund nicht zu vertreiben, und ich grummele vor mich hin.

Die Junisonne scheint durch die Glasdächer, und die Tropfenluft aus den Gewächshäusern steht in dem winzigen Verkaufsraum, offene Türen und Fenster können da wenig ausrichten. Ich spüre Schweißtropfen an meinem Rücken entlangrinnen.

Die Kirchturmuhren schlägt acht, und im Radio beginnt der Nachrichtensprecher, die Schlagzeilen des Tages zu verlesen.

Gefolgt von Lio, die mir schläfrig hinterhertrötet, laufe ich über den gepflasterten Hof, entferne die Kette, die das Eingangstor nachts sichert, und öffne es. Mit dem Fuß schiebe ich einen Pflasterstein vor das grüne Metalltor, um es am Zufallen zu hindern. Ich denke an meine Gestecke, die in der Aussegnungshalle auf ihren Einsatz warten, und mein Bauch reagiert mit einem »Wenn das rauskommt, gibt es Ärger«-Kribbeln.

Es ist auch für die Gärtnerei, denke ich. Ich will keinen Lohn für die Überstunden, und Annegret kann mit diesen Einnahmen machen, was sie will! Bevor sie das Geld allerdings in den Betrieb stecken kann, wird sie ausflippen, und zwar, sobald ich ihr den Umschlag mit dem Geld gebe. Damit rechne ich. Ingeheim hoffe ich auch ein bisschen darauf, dass die Trauergäste die Gestecke so schön finden werden, dass mir Annegret in Zukunft etwas mehr Freiraum lassen wird. Natürlich ist das unwahrscheinlich, das ist mir klar, aber vielleicht geschieht ja das Unverhoffte.

Ich ziehe mein Handy heraus und betrachte die Fotos, die ich von den Wagener-Heinrich-Gestecken gemacht habe. Nein, ich muss mir definitiv keine Gedanken machen. Schon lange habe ich keinen so schönen Blumenabschied mehr kreiert.

Per Messenger schicke ich ein paar der Bilder an Vee. Umgehend kommen Emojis mit Herzaugen zurück.

Wunderwunderschön, schreibt sie.